



SOZIALWISSENSCHAFTLICHES INSTITUT TÜBINGEN

Pointierte Ergebnisse
der Recherche
„Gewaltprävention in der außerschulischen Jugendarbeit“¹
im Auftrag des Deutschen Jugendinstituts, München

In unserer Expertise ging es auftragsgemäß um Jungen und männliche Jugendliche bzw. um jungenbezogene Angebote der Gewaltprävention in der außerschulischen Jugendarbeit. Diese Kurzfassung stellt in komprimierter Form die wichtigsten Ergebnisse der Studie zusammen. Durch diese Zusammenfassung entstanden inhaltliche Blöcke, zwischen denen Sprünge unvermeidlich sind. Wir verzichten an dieser Stelle auch auf die Beschreibung der methodischen Vorgehensweise und auf Hinweise zur Auswertung des Materials; ebenso auf die Beschreibung von Zugängen und Ergebnisse der Literatur-Recherche. Eine ausführliche Fassung unserer Expertise soll – zusammen mit anderen Expertisen – in absehbarer Zeit in Buchform veröffentlicht werden. Mit dieser verdichteten Form möchten wir ausgewählte Ergebnisse in die Praxis zurückfließen lassen, konzeptionelle Diskussionen anregen und einen Beitrag dazu leisten, Vorhandenes zu qualifizieren.

Generell gibt es in der Jugendarbeits-Szenerie sowohl Jungenarbeit als auch Gewaltprävention; absolut betrachtet finden wir jeweils beides mengenmäßig allerdings eher selten. Bei der Suche nach *jungenbezogener* Gewaltprävention in der Jugendarbeit ist – in Relation zur Menge von Jugendarbeit insgesamt – noch weniger aufzuspüren: Es gibt nur selten qualifizierte, explizit geschlechtsbezogene Jungenarbeit; damit findet sich wenig zu geschlechterdifferenzierter Gewaltprävention und wenig zu Jungenarbeit mit Gewaltthemen.

Die Ausbeute an Menge und Qualität jungenbezogener Gewaltprävention in der Jugendarbeit blieb in unserer Recherche gering. Wo es gewaltpräventive Angebote in der Jugendarbeit gibt, finden sich meist nur mikropräventive Ansätze in Form von individualisierenden Trainings oder spezifische Regel- und Bestrafungssysteme. Aktive Pädagogik im Umgang mit den Themen, die Jungen über die Gewalt transportieren, ist sehr selten. Im Durchschnitt der Jugendarbeit erhalten Jungen als Betroffene und Akteure in Gewaltszenarien wenig Möglichkeit, ihre Bewertungen und Deutungen an-

¹ Neubauer, Gunter/Winter, Reinhard: Recherche über den Stand Geschlechter differenzierender Aspekte in Angeboten der Gewaltprävention in der außerschulischen Jugendarbeit (im Auftrag des DJI – Deutsches Jugendinstitut München). Mskr. Tübingen 2005

zubringen. Obwohl Jugendarbeit Gewalt in der Regel eher jungenbezogen thematisiert, wird diese subjektive Seite in der Gewaltprävention tendenziell übergangen.

Diffuse Begriffe

Der unspezifische Oberbegriff „Gewalt“ führt zu einer Art Pseudokonsens in der Jugendarbeit: „Alle sind dagegen.“ Damit wird Konflikten ausgewichen, die bei präziserer Definition oder genauer Analyse entstehen würden (WELCHE*). In ähnlicher Weise führt auch der Oberbegriff „Männlichkeit“ zumindest unter professionellen Jugendarbeitern zu einem Pseudokonsens: Alle sind gegen traditionelle Männlichkeit. Typisch ist, dass in den Augen der Jugendarbeiter stets die anderen, die Jungen problematisch sind: in Bezug auf Gewalt und in Bezug auf Männlichkeit.

Die direkte Frage nach „Gewaltprävention“ in der Jugendarbeit führt leicht in die Irre. „Gewaltprävention“ erscheint als ein diffuser, fast inflationär verwendeter, moralisch hoch aufgeladener, aber unpräziser Begriff für alles Mögliche. Dem entsprechend macht eigentlich jeder in der Jugendarbeit „irgendwie“ Gewaltprävention. Sinnvoller wäre es, nach „gewaltbezogener Arbeit“ zu fahnden, das heißt nach den Umgangsweisen, wenn im Konkreten Gewaltvorfälle oder erkennbare Gewaltdispositionen vorliegen. Denn wesentlicher Auftrag der Jugendarbeit ist es, die Themen der Jungen zu bearbeiten. Fachlich angemessen und ein wichtiges Prinzip der Jugendarbeit ist es damit, Gewalt als Inhalt aufzunehmen und gewaltbezogen zu reagieren.

Oft taucht im Zusammenhang mit Gewaltprävention der Begriff „Selbstbehauptung“ auf: ein schwammiger Fachcode, eine relativ unklare Chiffre für eine unspezifische Mischung von Spielen und Übungen, die eher auf Konflikte und Auseinandersetzungen, denn auf Ressourcen und männliche Lebenslust bezogen werden.

Differenzierte Jungenarbeit und Gewaltprävention

Wo „das“ Problem Gewalt vermutet wird, zeigt sich eine latent stigmatisierende Zielgruppenauswahl. Zielgruppenspezifisch differenziert richtet sich explizite Gewaltprävention mehr auf Jungen (als auf Mädchen), mehr auf marginalisierte, bildungs- und zugangbenachteiligte Jugendliche aus der Unterschicht (als aus Mittel- oder Oberschichten), mehr auf Migranten (als auf Deutsche). Dabei entsteht ein eigenartiges Phänomen: Wenn in der Jugendarbeit auf Gewalt gesehen wird, entgleitet die Geschlechter- oder Jungenperspektive. Wenn dagegen zuerst Jungen mit ihren Geschlechterthemen in den Blick kommen, verschwindet tendenziell die Gewaltperspektive. Wer in der Gewaltprävention mit einer spezifischen Ausrichtung beginnt (z.B. Vermeidung von Schlägereien zwischen zwei Cliques im Jugendtreff), landet so

schnell beim Unspezifischen, Allgemeinen (alle Jungen sollen an einem Anti-Aggressions-Training teilnehmen). Unterstützt wird das dadurch, dass Konzeptionen und Modelle von Gewaltprävention oft ohnehin eher unspezifisch ausgerichtet und breit orientiert sind (gleichsam als Breitbandprävention, die gegen alles mögliche Schlechte hilft). Genauere Zielsetzungen werden damit genauso schwierig (bis unmöglich) wie Erfolgskontrollen oder die Evaluation der pädagogischen Arbeit problematisch werden.

Die Differenzierung nach Geschlecht in der Jugendarbeit trägt nicht unbedingt zur Qualitätsverbesserung bei, wenn sie zu wenig fundiert und reflektiert vorgenommen wird. In der Tendenz werden Jungen durch Geschlechterdifferenzierung stigmatisiert, weil durch die Reduktion auf die erste Genderdimension (Jungen – Mädchen) Unterschiede *unter* den Jungen (zweite Genderdimension) zum Beispiel in Bezug auf Gewaltdispositionen verdeckt werden. Pauschalisierende Zuschreibungen auf „die“ Jungen (partiell durchaus empathisch gemeint) verkürzen die Vielfalt unterschiedlicher Lebensbezüge und Bewältigungsleistungen von Jungen; sie sind deshalb streng genommen eine Form von Sexismus. Die Frage, *warum* das Jungesein für manche Jungen prekär ist und zu problematischen, gewaltförmigen Bewältigungsformen führt, bleibt in der Jugendarbeit oft unbeantwortet.

Dasselbe gilt für die Differenzierung im Bereich der Migration. Nicht reflektiert wird hier, dass Migration oder Ethnizität nicht Ursachen für Gewalt sind, sondern die Folgen schlechter Integrationsleistung des sozialen Umfelds und Folgen von Marginalisierung sowie Bildungs- und Zugangsbenachteiligung. Die Doppelung von Ethnisierung und Sexismus findet sich in der Jugendarbeit in der Ausrichtung auf „Ausländerjungen“, die oft auch durch Förderprogramme unterstrichen wird (als Kombination der Aspekte Gewaltprävention und Migration). Die Frage, warum Lebenslagen von Migrant*innen prekär sind, wird als Ausgangspunkt für Gewaltprävention in der Jugendarbeit kaum gestellt. Darüber hinaus geht die notwendige konzeptionelle Unterscheidung zwischen Gewaltprävention und Integrationsförderung verloren.

Die Koppelung von „Jungenarbeit“ mit „Gewaltprävention“ führt letztlich zu einer Engführung und Stigmatisierung von Jungenarbeit: Jungenarbeit ist für die Problemjungen, für die „schwierigen“, nicht für die „normalen“ Jungen. Immer wieder begegnet uns die (eher konservative) Begründung und Idee, dass Jungenarbeit (als Jungengruppenarbeit) bereits jungenspezifische Gewaltprävention ist. Diese Verknüpfung verleitet dazu, die pädagogischen Grundlagen nicht mehr eigens zu klären: ob „Gewaltprävention“ oder auch „Selbstbehauptung“ im konkreten Fall überhaupt notwendig oder eine Art Medikalisierung sind. Letztlich wird damit eine Reduktion und traditionelle Rekonstruktion von Geschlecht auf der Jungen- und Männerseite hergestellt (männlich = Gewalt). Immer wieder finden sich solche latenten Zuschreibungen: Selbstbehauptung für Mädchen, Gewaltprävention (teilweise kaschiert als Konfliktklä-

rung) für Jungen. Ohne präzise Analyse oder Diagnose der Ausgangslage jugenbezogener Gewaltprävention werden auch Zielbestimmung und Evaluation unmöglich oder zumindest schwierig.

Mit der analytischen Idee, dass Jugendlichen und insbesondere Jungen heute grundsätzlich viel zu wenige Grenzen gesetzt sind, werden kompensierende gewaltpräventive Methoden gesucht. In diesem Zusammenhang sind konfrontative Methoden beliebt und scheinen allgemeine Lösungen zu bieten. Jugendpädagogik wird dabei nicht selten auf „Grenzen setzen“ oder „Konfrontieren“ reduziert. Andere pädagogische Methoden werden oft nicht mehr in Erwägung gezogen (z.B. Vorbild sein, Anregungen bieten, Unterstützen, Verstehen, Trösten, Begeistern, positive Erlebnisse schaffen, Suche nach funktionalen Äquivalenten für problematische Verhaltensweisen). Auch latente Dominanz- und Gewaltpotenziale, die in konfrontativen Methoden selbst stecken, eigene Aggressionsdispositionen, die bei der Anwendung solcher Methoden von den Leitern ausagiert werden (könnten), werden ebenfalls zu wenig, das heißt praktisch überhaupt nicht berücksichtigt.

Die für die Arbeit mit Jungen hilfreiche Unterscheidung zwischen („guter“) Aggression und („schlechter“) Gewalt wird im Feld der Jugendarbeit nicht sauber getroffen. Oft gilt auch Aggression als nur negativer Impuls. Aggressionskultivierung als Idee findet sich sehr selten, dafür sehr viel an Anti-Aggressions-Trainings oder eine pauschale, nicht belegte Skandalisierung der „Zunahme von Aggression und Gewalt“ (also: Skandalisierung zur eigenen Legitimation?).

Jugendarbeit, Öffentlichkeit, Politik

Gewalt ist ein gesellschaftliches Problem und ein Thema, das nicht nur mikropräventiv kuriert werden kann. Deshalb wäre Gewaltprävention insgesamt gesellschaftlich zu verorten: Alle gesellschaftlichen Institutionen müssten gewaltpräventiv wirken bzw. zur Gewaltdistanzierung beitragen und für soziale Strukturen sorgen, die Gewaltpotenziale minimieren. Die Verantwortung für Gewaltprävention – und damit letztlich für den Umgang mit Gewalt – wird aber tendenziell „nach unten“, etwa in Jugendarbeit oder Schule verschoben.

Jugendarbeit verfügt nicht über eigenständige und konzeptionelle Positionierungen zum Thema „jugenbezogene Gewaltprävention“, es fehlt ihr an einem stabilen Selbstverständnis, mit dem Ansprüchlichkeiten begegnet werden könnte. Deshalb wird sie von Politik und Öffentlichkeit leicht als Transportmittel für mikropräventive Aufträge missbraucht. Finanzierungsströme fließen bevorzugt als Projektförderung und fast ausschließlich in individualisierende Mikroprävention. Meso- und makropräventive Perspektiven – in Bezug auf Förderung und Weiterentwicklung der Jugendarbeit

als ganzes – sind als qualifizierter Teil von Jugendpolitik weder auf Bundes- noch auf Länderebene erkennbar.

Politik und Öffentlichkeit, aber auch die Jugendarbeit selbst reduzieren Gewaltprävention tendenziell auf mikropräventive Ansätze (individualisierende Ansätze, die sich an einzelne Jungen bzw. spezifische Gruppen von Jungen richten). Investiert wird derzeit fast ausschließlich in Mikroprävention. So finden sich etwa weit mehr kurzzeitpädagogische Seminarangebote mit einer Dauer von zwei bis drei Tagen, als Projekte der konfliktkulturellen Organisationsentwicklung oder längerfristige sozialraumorientierte Projekte. Auf Bundes-, Länder- und Kommunalebene ist in dieser Hinsicht wenig qualifizierte Jugendpolitik erkennbar. Einerseits werden inhaltliche Ansprüche in Bezug auf Prävention ständig gesteigert (je nach aktuellen Vorfällen soll Jugendarbeit alles mögliche richten); andererseits wird Jugendarbeit vielerorts primär als Kostenfaktor gesehen, der gekürzt werden darf. Dabei verschiebt sich auch die Grundbestimmung von Jugendarbeit als Angebot oder Raum außerschulischer Bildung hin zu zunehmend kurzfristigen sozialpolitischen Verpflichtungen.

Die „Verprojektung“ der Jugendarbeit (Projektförderung anstelle gut ausgestatteter Regelfinanzierung) befördert zwar einerseits innovative Ansätze und bewirkt eine thematische Forcierung. Auf der anderen Seite sinkt vielleicht die Bereitschaft dazu, im Alltag der Jugendarbeit wichtige Themen aufzugreifen und „gute Praxis“ herzustellen, wenn nicht Projektgelder für besondere Themengebiete oder Aktionen ausgeschüttet werden. Dass mit Gewaltthemen von Jungen bedarfsgerecht und qualifiziert umgegangen wird, sollte durch Fachlichkeit und Fachdiskurse garantiert werden, nicht durch Projektmittel.

Projektförderung in der Gewaltprävention führt leicht zur „Umdeklaration“ von Praxis: Allgemeine Programme oder einfach interessante Aktivitäten werden als Gewaltprävention umdefiniert, damit sie in die Projektförderung passen: Primär wird zwar „eigentlich“ etwas anderes gemacht – durchaus auch „gute Jugendarbeit“ – aber es werden Effekte gesucht und versprochen, die unter das Label „Gewaltprävention“ passen. Wenn alltägliche Arbeit, also gewissermaßen alles mögliche Gewaltprävention ist, wird schnell unklar, was das Spezifische an „echter“ Gewaltprävention sein könnte. Und Umdeklaration lässt darüber hinaus leicht den Verdacht des Etikettenschwindels aufkommen.

Jugendarbeit und Gewaltprävention

Jugendarbeit neigt im Zusammenhang mit Gewalt zur Idealisierung, Gewalt könne gänzlich beseitigt werden. Ziel von Gewaltprävention ist dann in der Tendenz, Gewalt

vollkommen zu eliminieren. Umgekehrt ist es der Jugendarbeit wichtig, sich selbst als möglichst gewaltfrei und von Gewalt „unbefleckt“ zu präsentieren. So gibt es Neigungen dazu, Gewalt zu bagatellisieren, zu individualisieren oder zu verdecken. Diese Tendenz wird auch durch Legitimationsanforderungen und -zwänge verstärkt, die den Nachweis der gewaltpräventiven Wirkung der Arbeit verlangen (etwa wenn eine Jungengruppe in der Öffentlichkeit randaliert oder wenn sich kriminelle Vorfälle im Umfeld einer Jugendeinrichtung häufen).

Allerdings wird es dort, wo es menschliche Beziehungen gibt, immer Gewalt und Grenzüberschreitungen geben. Immer werden Jugendliche Formen suchen, ihre aggressiven Impulse zu leben. Anstelle der Idee, Jugendarbeit von Gewalt zu reinigen, wäre es als „fachhygienische“ Zielsetzung ehrlicher, einfacher und erreichbarer, Gewalt zu reduzieren und Aggression zu kultivieren – wohl wissend, dass es dennoch auch in der Jugendarbeit Gewalt geben wird. Aufgabe von Gewaltprävention ist dann (zunächst relative, dann möglichst weitgehende) Gewaltdistanzierung.

Praxis der Gewaltprävention

Die Praxis der Jugendarbeit öffnet sich nur gegenüber einem sehr eingeschränkten Bereich von Gewalt. In der Jugendarbeit offen angesprochen sind physische und verbale Formen der Gewalt. Verdeckt bleiben Gewaltpotenziale durch Erwachsene (Eltern, auch Lehrer, Jugendarbeiter usw.), denen Jungen ausgesetzt sind, Gewalt durch Einrichtungen der Jugendarbeit, strukturelle Gewaltformen oder indirekte soziale Gewalt (durch soziale Ausgrenzung, zu wenig Ausbildungsplätze, ungenügende Freizeitmöglichkeiten) und autoaggressive (introvertierte) Gewaltformen bei Jungen (Risikoverhalten, Medikamentenmissbrauch, Alkohol- und Drogenkonsum, Essstörungen, Selbstverletzung usw.).

Kurzzeitige, reduzierte Formen der Gewaltprävention als tendenziell unspezifische „Methodenprävention“ (Modell Selbstbehauptung) werden eher mit jüngeren Jungen bis etwa fünfzehn Jahren angewandt. Mit älteren Jungen gibt es oft keine Gewaltprävention mehr, sondern Intervention (oft im Sinne von Grenzen setzen, Sanktionieren und Strafen, Ausgrenzen). Offenbar gibt es in der Jugendarbeit nur wenig Ideen und Erfahrung dazu, wie die Gewaltthemen älterer Jungen angemessen aufgegriffen und methodisch vermittelt umgesetzt werden können.

In der Praxis der Jungenarbeit zählt (nicht nur) in der Gewaltprävention vor allem Handfestes: Drei gute Methoden oder ein knackiges Jungen-Event scheinen wertvoller zu sein, als fachliche Analysen, methodische Vielfalt, pädagogische Beziehung, konzeptionelle Hintergrundarbeit. Längerfristige Perspektiven, die Entwicklungen des Sozialraums und der Lebenswelt von Jungen über mehrere Jahre integrieren, sind

selten. Dabei gibt es eine Tendenz zur Externalisierung und Delegation des Auftrags, sich mit Gewalt zu befassen. Gewaltprävention wird oft schnell und fachlich leichtfertig als Kursangebot von externen Anbietern „eingekauft“ – positiv als Kooperation ausgewiesen. Dabei bleiben interne Entwicklungspotenziale genauso zurück wie Gedanken über die eigene Fachkompetenz in diesem Bereich: Wie machen wir es denn? Wie könnten wir das hinbekommen?

Explizite (reduzierte) Gewaltprävention im engeren Sinn meint in der Praxis meist gruppenbezogene Aktivitäten (etwa als soziale Gruppenarbeit); Vorstellungen über geschlechtsbezogene Gewaltprävention reduzieren sich auf homosoziale Gruppenarbeit mit Jungen. Für diese grundsätzliche Reduktion findet sich nur ein recht dünner fachlicher Hintergrund. Es gibt keine qualifizierten und fachlich begründeten Konzepte für geschlechterreflektierende Gewaltprävention in heterosozialen Kontexten (gemischte Gruppen). Und es gibt wenige, gewaltpräventive Aktivitäten im Sinn weiterführender Übergänge und Verweisungen in individuelle Hilfssysteme, wie z.B. Beratung oder Therapie.

Eine sich selbst reflektierende Praxis der Jugendarbeit in Bezug auf Gewaltprävention wird meist nicht deutlich. Ein wesentlicher Beitrag der Jugendarbeit zur Gewaltprävention beginnt deshalb beim Personal, bei den Jugendarbeiterinnen und Jugendarbeitern und bei der Qualität ihrer Arbeit: Also in der Fähigkeit, Interaktionen zu gestalten, in der Einrichtung ein lebendiges, lebensfreundliches Klima herzustellen, Streit- und Konfliktkultur zu befördern, die Themen der Jungen aktiv aufzunehmen, im längerfristigen, gemeinwesenintegrierten Bezug. Hier geht es darum, die „Innenbeleuchtung anzuschalten“, den Horizont auf die Innenperspektiven gewaltpräventiver Arbeit zu öffnen. Reduzierte, kurzfristige, konfliktbezogene oder moralische Kompetenzauf-rüstung kann jedenfalls der erforderlichen Qualität in diesem komplexen Handlungsgebiet nicht entsprechen.

Dabei ist Kurzfristiges ja nicht grundsätzlich schlecht – es kann aber nur wirksam werden, wenn es in längerfristige Konzepte eingebunden wird und sozialräumlich orientiert ist. Mit dem Thema „jungenbezogene Gewaltprävention“ wird also ein weites Feld von Aspekten berührt. Einfache Methoden und eindimensionale Techniken können dem nicht entsprechen. „Simple“ und perfekt wirkende Gewaltprävention – wie sie oft gewünscht und ebenso auf dem Markt angeboten wird – ist nicht möglich.

Auffällig ist auch, dass die Evaluation von Gewaltprävention der Praxis weitgehend selbst überlassen wird. Der Auftrag an die Jugendarbeit lautet dann: Macht gewaltpräventive Praxis und weist so nebenher noch nach, dass und wie das wirkt. Das ist jedoch konzeptioneller Unsinn, denn die Verantwortung für Evaluation liegt im Wesentlichen bei den Auftraggebern. Anscheinend haben diese jedoch kein gesteiger-

tes Interesse an einem Nachweis der Wirksamkeit, der wissenschaftlichen Standards genügt.

Fachlicher Stand

Veröffentlichungen, Bücher und Broschüren zu – auch jungenbezogener – Gewaltprävention gibt es „wie Sand am Meer“; an Konzepten und Informationen mangelt es nicht. Auch Fortbildungen im Gewalt(präventions)bereich gibt es viele – zu einem großen Teil allerdings mit einem Zuschnitt für schulische Belange. Dabei geht es meistens um Jugendgewalt – Geschlechterthemen werden oft nicht mitgedacht oder nicht qualifiziert integriert. Dies trägt latent eher zu einer Geschlechtsstereotypisierung bei.

Was deutlich fehlt, ist qualifizierte und reflektierte Praxis, sind vor Ort entwickelte Konzeptionen und deren Evaluation. Ein hoher Bedarf der Jugendarbeit ist bei der Weiterentwicklung der Einrichtungs- und Konzeptqualität in Bezug auf Gewaltthemen zu sehen; so sind z.B. die Chancen relativ gering, dass Jungen auf ihre Gewaltthemen, die sie in Einrichtungen bringen, fachlich qualifizierte Resonanz finden. Nachhaltig wirkende Gewaltprävention dürfte sich eher aus der Qualität und Fachlichkeit der Jugendarbeit entwickeln, als aus relativ beliebiger Kurzzeitpädagogik zu allen möglichen Themen an allen möglichen Stellen der Jugendarbeit – hier ist die Jugendarbeit aufgefordert zu überlegen und konzeptionell besser zu fassen, wie und wo Prinzipien der Jugendarbeit zu Gewaltprävention passen (aber auch klar zu machen, wo dies nicht der Fall ist).

Fachlich gibt es bislang wenige Ansätze für schlüssige Konzepte, wie das Individuelle (Person), das Geschlechtliche (Jungesein) und das Thematische (Gewalt) analytisch und konzeptionell verknüpft werden können. Der Bezug auf Lebenslagen könnte eine Verbindung herstellen, wenn die Dimensionen „Geschlecht“ und „Gewalt“ quer zu den Aspekten von Lebenslagen gelegt werden (also mit Bezügen zu Körperlichkeit, biografischen Erfahrungen und der Integration in soziale Netze; daneben mit Themen der Lebensphase „Jugend“, mit Konstruktionen von Männlichkeit und Generationenbezügen). Lebenslagen auf einzelne Jungen hin zu reflektieren und ausdifferenzieren könnte gegen Geschlechtsstereotypisierungen wirken, ohne ins bloß Individuelle abzugleiten.

Gunter Neubauer, Reinhard Winter – **SOWIT**
Februar 2006